

Neue Medien

Nina Kahnwald: Netzkunst als Medienkritik. Neue Strategien der Inszenierung von Informationsstrukturen

München: kopäd 2006 (Ästhetik – Medien – Bildung, Bd. 9), 85 S., ISBN 978-3-938028-70-4, € 12,80

Die Ästhetik der modernen Kunst ist nicht zuletzt durch die kritische Selbstreflexivität gesellschaftlicher Kommunikationspraxen gekennzeichnet. Auch

die Geschichte der jeweils neuen ‚Medienkunst‘ war seit Mitte des 19. Jahrhunderts durch die permanente Thematisierung und oft genug dem romantischen Einspruch gegen die Funktionalität und Rationalität zeitgenössischer Kommunikationspraxen gekennzeichnet. Nina Kahnwald untersucht eine der jüngsten Formen dieser Tradition, die „Kunstbrowser“ (S.10ff.). Als neues ‚Genre‘ der Netzkunst stellt es einen wenngleich kleinen, so doch avancierten Bereich der digitalen Kunst dar. (Vgl. S.15-33) Sie beginnt mit einem guten Überblick über namhafte künstlerisch gestaltete Web Browser wie ‚Webstalker‘, ‚Shredder‘, ‚Riot‘, ‚Internet Implorer‘, ‚Netomat‘ u.a. Nomen est omen! Die auf Lev Manovich zurückgehende Rückführung dieser Form der Medienkunst auf die Ästhetik des Konstruktivismus ist sicherlich falsch (vgl. S.13f.), denn hier handelt es sich allesamt um an neuen Medien erprobte Neuauflagen dekonstruierender Kunstprogrammatiken im Geist des Dadaismus und bestimmter Formen der Konzeptkunst der Nachkriegszeit. Letztlich argumentiert Kahnwald durchaus in diesem Sinne: „Durch die Prozeßhaftigkeit und Variabilität digitaler Medien, die den zentralen Fokus von Software-Kunst darstellen und, wie im Bezug auf Manovich deutlich wurde, nicht im Rückgriff auf andere Medien er-kannt und analysiert werden können, besteht eine deutliche Parallele zur Medienstruktur des Theaters.“ (S.79) Dieser Bezug auf den ‚performative turn‘ im Sinne Fischer-Lichtes (vgl. S.42-56) macht wohl Stärke und Schwäche des informativen Bandes zugleich aus. Er überzeugt deshalb, weil sich die Argumentation der Autorin deutlich von der auch manche Ästhetiken der Medienkunst beherrschenden Ontologisierung spezifischer Medienartefakte zugunsten einer Betonung der Performativität als einer für die ‚Kunstbrowser‘ charakteristischen ästhetischen Erscheinungsform abhebt: „Da die Prozeßhaftigkeit, die für die Software-Kunst grundlegend ist, für den Computer-Nutzer unsichtbar bleibt, kann sie nur indirekt auf der Benutzeroberfläche zum Ausdruck gebracht werden. Das Verhältnis zwischen Code bzw. seiner Realisation in technischen Prozessen und der Benutzeroberfläche kann aufgrund seiner Arbitrarität als Inszenierung begriffen werden. Im Bezug auf die Kunstbrowser waren dementsprechend [...] unterschiedliche Inszenierungsstrategien zu beobachten.“ (S.79) Zurecht und in Anlehnung an zitierte Äußerungen von so namhaften Vertretern dieses Feldes wie Jodi oder Napier, beschreibt die Autorin die Prozesshaftigkeit der Datengenerierung als das mediale Spezifikum des Internets. Sie argumentiert, wieder den Gestus ihres Gegenstandes aufnehmend, dass die im Netz vorherrschende Ästhetik der herkömmlichen Browser den dynamischen Aufbau und die nonlineare Struktur der reinen Daten verbirgt. Stattdessen verschleiern die ‚Designer‘ des neuen Mediums dessen ästhetischen Eigensinn mit ihren auf die Macintosh-Programme zurückgehenden Fenster und reduzieren das Neue auf ein klassisch linear-statisches Modell der Buchseite. Sie spricht von der „Seitenmetapher“ (S.61-64), die durch einen Rekurs auf die performative Struktur des Theaters zu überwinde wäre. (Ob hier allerdings die doch sehr ungenaue Opposition zwischen diskursiven und dialogischen Kommunikationsmedien von

Vilém Flusser sonderlich nützlich ist, sei dahingestellt.)

Allerdings wird hier, wie so häufig, in der Tradition medienmaterialistischer Ansätze eine künstlerische Ästhetik mit dem Medium als solchem verwechselt. Wenngleich die Autorin sicherstellt, dass auch sie vom prinzipiellen Anteil des Performativen in allen Künsten bzw. Medien ausgeht, übersieht sie jedoch, dass ihre Zuspitzung des Begriffes keinesfalls das Theater als solches beschreibt, sondern Formen des modernen Theaters und umgekehrt eben diese Prozessualität geradezu einen Wesensbestandteil der Ästhetiken des Modernismus auch in den bildenden Künsten und der Literatur darstellt. Diese Verwechslung ist allerdings problematisch, denn damit verwischt sich die eigentliche Differenz zwischen der Beschreibung solcher ‚netzkünstlerischer Ansätze‘, welche die pragmatischen Funktionen des Netzes in der modernen Kommunikationsgesellschaft reflektieren und kommentieren, und solchen künstlerischen Positionen, die sich hierzu als grundsätzliche Alternative verstehen. Zu unterscheiden wäre also zwischen dem Anspruch von Dekonstruktionen, Sichtbarmachung, Variationen etc., wie sie gute Praxis der Moderne seit Mitte des 19. Jahrhunderts sind, und den so sinnvollen wie auch notwendigen pragmatischen Gepflogenheiten der Realität von Massenmedien. Der Autorin ist allerdings zugute zu halten, dass diese wichtige Differenzierung auch in den Diskursen, die sie beschreibt, nicht gerade gängig ist. Insofern führt der lesenswerte Band zu einem angemessenen Überblick und interessanten Interpretationen, wenngleich die notwendige wissenschaftliche Distanzierung zum Gegenstand, die erst den diskursiven Freiraum vor denselben ermöglicht, vom Leser selbst zu schaffen ist. Die Thematisierung der Performativität scheint dem Rezensenten allerdings ein sinnvoller Beitrag zu einer angemessenen Methodik zur Analyse nicht nur dieser Form aktueller Medienkunst. (Vgl. S.65-78)

Norbert M. Schmitz (Kiel/Wuppertal)